

gewonnenen Zeit



lich zu konturieren und deren jeweilige Wirkungen und Nebenfolgen hervorzuheben.

Überkommene Vorstellungen über Bord werfen

Der erste Schritt besteht dann darin, sich offen von alten Vorstellungen zu verabschieden. Der Viertakter Schule – Ausbildung – Erwerbsleben – Ruhestand, dieses „So soll es sein – es kann nicht anders sein“, wird dann zu einem „So kann es sein – vieles darf sein“. Andere, längst vorgelebte Abfolgen müssen dann nicht individuell begründet und verteidigt werden, sie werden selbstverständlich. Die Beweislast fürs Anderstun wird nicht nur verschoben, sie entfällt ganz.

Nach der Schule eine Phase der Erwerbstätigkeit, dann erst nach dieser so wichtigen praktischen Erfah-

rung die Ausbildung. In vielen Ländern, insbesondere in den USA, ist das schon längst gang und gäbe: Unterbrechungen der Erwerbstätigkeit, nicht nur, um eine Erstausbildung zu erwerben, sondern um Luft zu holen, sich anders zu orientieren, sich weiterzubilden. Die vielen geblockten Jahre unseres „Einmal für immer“-Modells des Ruhestands nach vorne ziehen, Möglichkeiten des temporären Aussteigens schaffen, eines Sabbaticals, ohne dass das gleich Arbeitslosigkeit heißt, wie es schon Gösta Rehn vorgeschlagen hat. All das wäre machbar. Vorgezogene Jahre eines Rentenbezugs bei späterem Eintritt in den Ruhestand wären auch kostenneutral. Ruhestand und Arbeitslosigkeit finanzieren wir derzeit auch, allerdings in der Regel nur, wenn sie geballt daher kommen.

Neue Lebensmuster wagen

Viele unterschiedliche Lebensverlaufsmuster anzuerkennen heißt auch, geschlechtsspezifische Muster abzubauen. Denn dann gibt es nicht mehr den männlichen Lebensverlauf mit seiner „normalen“ und institutionell flankierten Abfolge diskreter Phasen, an den sich Frauen anzupassen und unter dem sie – auch finanziell durch eine niedrige Einkommensentwicklung aufgrund Unterbrechungen und Teilzeitarbeit – zu leiden haben. Eine eigenständige Sicherung kann so nur schwer erreicht werden. Aber nur Kinderbetreuungszeiten sind legitimierte Auszeiten, alle anderen Lücken sind stigmatisiert.

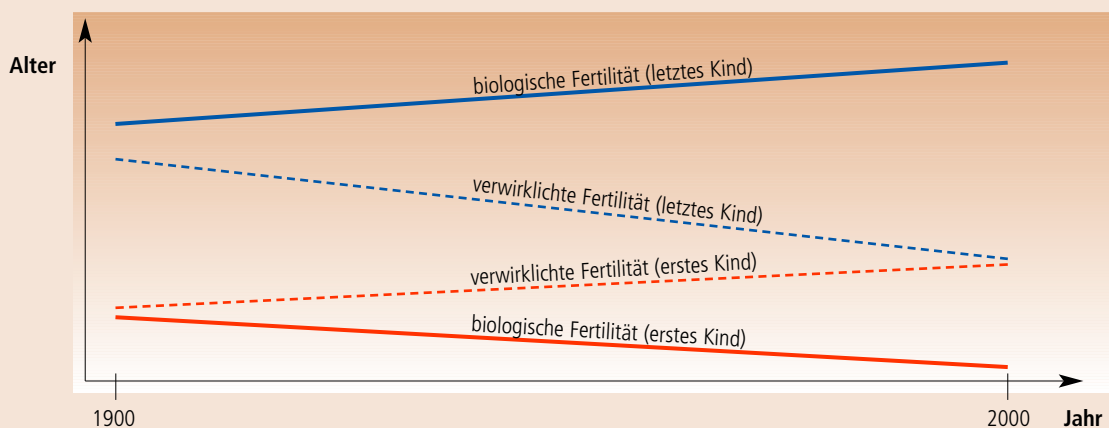
Die Kosten dieses Unterschieds sind hoch. Gesellschaftlich gesehen verzichtet man auf wertvolles Humankapital. Man setzt auf Differenzierung statt auf Chancengleichheit. Individuell und kollektiv für alle Frauen bedeutet dies Ungleichheiten im Einkommen

bei gleicher, ja oft besserer, Bildung und Ausbildung, entsprechend auch schlechtere finanzielle Absicherung im Alter. Lassen sich verheiratete Frauen mit Kindern scheiden, sind sie finanziell die klaren Verliererinnen.

Im Gegensatz zu Männern stehen Frauen heute immer noch vor einem Entweder-oder, was Kinder oder Karriere angeht, und dies wirkt sich massiv auf die demografische Grundordnung aus. Haben Frauen im Reichsgebiet um 1900 durchschnittlich 4,7 Kinder geboren, so liegt das Fertilitätsniveau seit Mitte der 70er Jahre bei etwa 1,3 Kindern pro Frau. Deutschland ist heute das Land mit der weltweit höchsten Kinderlosigkeit – und das trotz 180 Milliarden staatlicher Ausgaben für Familien im Jahr.

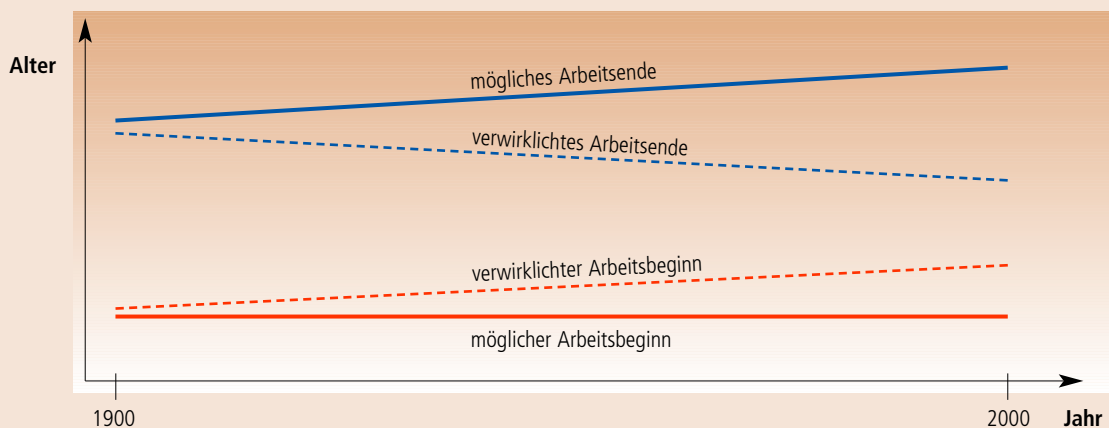
Diese demografische Tendenz ist so bekannt wie beklagt, aber hier nicht Thema. Die Doppelbelastung, die sich für Frauen aus der zeitgleich gelebten Verein-

Biologische und verwirklichte Fertilität



Quelle:
Autorinnen

Mögliche und verwirklichte Erwerbstätigkeit



Quelle:
Autorinnen

barkeit von Kindern und beruflicher Karriere ergibt, könnte verringert werden und zwar nicht primär durch Vereinbarungen traditioneller Art, sondern durch institutionell flankierte neue Muster im Lebensverlauf. Phasenverschiebungen im Lebensverlauf können neue Optionen eröffnen, Kinder zu haben *und* Karriere zu machen. Sie verringern den Druck, das eine für das andere aufgeben zu müssen. Auswirkungen auf die Geburtenrate können, müssen sich aber daraus nicht ergeben.

Betrachtet man die neuen Lebensverläufe mit verschobenen Phasen genauer, so liegen ihnen in einer *work-life balance* unterschiedliche Entwicklungen zugrunde: erstens die gewonnenen Lebensjahre; zweitens die gestiegene Dauer möglicher Fertilität von Frauen; drittens die gestiegene mögliche Anzahl von Lebensjahren, die in Erwerbsarbeit verbracht werden können. Diesen gewonnenen Optionen steht allerdings eine kontinuierliche Verengung der *verwirklichten* Fertilitäts- und Erwerbstätigkeitsspanne von Frauen gegenüber – hier findet eine gegenläufige Entwicklung statt.

Entwicklungslinien

Gewonnene Lebensjahre

Vergleicht man die durchschnittliche Lebenserwartung von neugeborenen Jungen (44,8 Jahre) und Mädchen (48,3) um 1900 im Reichsgebiet mit der des Jahres 2000 (Jungen: 74,8; Mädchen: 80,8), lässt sich ein dramatischer Anstieg verzeichnen. Der Anstieg der Lebenserwartung Neugeborener ist darauf zurückzuführen, dass um die Jahrhundertwende eine verhältnismäßig hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit bestand. Ferner ist die Altersmortalität erheblich gesunken. So hat sich die fernere Lebenserwartung der 60-jährigen Männer in Deutschland von 13 auf 19 Jahre, die der 60-jährigen Frauen von 15 auf 24 Jahre erhöht. Das WHO-Maß der Gesundheitserwartung, die erwarteten Lebensjahre in *relatively good health*, lag 2002 für 60-jährige Männer und Frauen bei 15,9 bzw. 19,0 Jahren.

Gewonnene und genutzte fruchtbare Jahre

Die Anzahl biologisch fruchtbarer Jahre im Leben einer Frau hat sich aufgrund eines früheren Eintretens der Menarche und eines späteren Einsetzens der Menopause verlängert, die Anzahl der genutzten fruchtbaren Jahre ist dagegen drastisch zurückgegangen. Gebären

Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts (1900–1929) ihr erstes Kind durchschnittlich mit 26,7 Jahren, so sind Frauen 2001 29,7 Jahre alt, wenn sie ihr erstes Kind zur Welt bringen. Deutliche Unterschiede ergeben sich auch im Alter bei der Geburt des letzten Kindes. Das letzte von vier bis fünf Kindern wurde um 1900 durchschnittlich mit 36,5 Jahren geboren. Heute sind Frauen bei der Geburt ihres letzten Kindes im Mittel etwas über 30 Jahre alt. Während sich das Fenster für biologische Fertilität öffnet, verringert sich die Dauer der genutzten fruchtbaren Jahre deutlich (*vgl. Grafik*).

Gewonnene und genutzte Jahre aktiver Erwerbstätigkeit

Die mögliche Spanne aktiver Erwerbstätigkeit erhöhte sich aufgrund der gestiegenen Lebenserwartung, die verwirklichte Dauer der Erwerbstätigkeit hat sich jedoch relativ verkürzt. Das liegt an der Bildungsexpansion und entsprechend höherem Alter bei Berufseintritt, am Festhalten an den bzw. die in den letzten hundert Jahren verkürzten Altersgrenzen, an der Möglichkeit von Altersteilzeit und frühere Rentenzugänge wegen Erwerbs- und Berufsunfähigkeit. Auch hier klafft eine Lücke zwischen Gelegenheitsstrukturen und verwirklichter Erwerbstätigkeit (*vgl. Grafik*).

Verknüpfungsmuster von Familie und Beruf

Zeitliche Parallelität von Fertilität und Erwerbstätigkeit

Wegen der heutigen normativen und institutionellen Rahmenbedingungen fallen die zeitlich begrenzte Ausschöpfung möglicher Fertilität und die Aufnahme von Erwerbstätigkeit zeitlich zusammen. Die Familiengründung erfolgt somit meist parallel zum Aufbau einer beruflichen Karriere. Entsprechend werden auch Programme zur Vereinbarkeit von Familien und Beruf geschnitten.

Das muss nicht sein. Das Entweder-oder von Kindern und Karriere könnte durch ein Sowohl-als-auch ersetzt werden, wenn die Gelegenheitsräume voll ausgeschöpft würden. Nimmt man Abstand von der Altersnorm 30 für die Geburt des ersten Kindes, ergibt sich die Alternative: Entweder wird Familiengründung in die Ausbildung vor verlagert und/oder eine späte erste Mutterschaft findet nach einer intensiven, kontinu-

ierlichen und damit karriereförderlichen Vollzeitbeschäftigung statt. Wird ein Abschluss erst nach einer frühen Mutterschaft erlangt, liegt das Alter beim Eintritt in den Arbeitsmarkt zwar höher, die Qualifikation entspricht aber dem neuesten Stand und wurde nicht durch Auszeiten nach Ausbildungsabschluss entwertet. Eine späte Mutterschaft korrespondiert mit hohem Erfahrungsreichtum im Beruf und ist oft verbunden mit besseren Möglichkeiten der individuellen und organisatorischen Steuerung von Unterbrechungen.

miliengründung ins Studium hinein vorzuverlagern, müssen eine Reihe von Bedingungen vorliegen. Vor allem müssten verstärkt kostengünstige Kinderbetreuungseinrichtungen bereitgestellt werden. Was die Studienorganisation selbst betrifft, so könnten möglicherweise die mit der Novellierung des Hochschulrahmengesetzes 1998 neu eingeführten Bachelor- und Masterstudiengänge dazu beitragen, dass Studierende sich ihren Kinderwunsch bereits während der Ausbildungsphase erfüllen. Die Zweiteilung des Studiums, bei

dem ein Bachelor als erster berufsqualifizierender Abschluss bereits nach drei bis vier Jahren und ein Master als weiterer berufsqualifizierender Abschluss nach ein bis zwei Jahren verliehen wird, könnte als Möglichkeit genutzt werden, die Familiengründung zwischen die beiden Studienphasen zu legen. Entsprechende Muster lassen sich im dualen System denken.

Die zweite biografische Option, die Mutterschaft zeitlich hinter den Aufbau einer beruflichen Karriere zu verlagern, wird überschattet von der

Zeitliche Entzerrung von Familiengründung und Karriere

Die erste biografische Option, nämlich frühe Mutterschaft, in der Ausbildung und Familiengründung kombiniert werden, scheint in Deutschland bisher kaum zu bestehen. Im Jahr 2000 haben lediglich 7,1 der weiblichen Studierenden ein oder mehrere Kinder vor, im Regelfall aber während ihres Studiums zur Welt gebracht. Diese Zahlen überraschen wenig. So sind zwar bei den Studierenden eigene Kinder ein weit verbreiteter Wunsch, die Studienphase wird jedoch überwiegend als ungeeignet angesehen, um eine Familie zu gründen.

Nehmen wir ein Muster, das auf Führungspositionen zielt: Damit Akademikerinnen die Rahmenbedingungen vorfinden, die sie veranlassen könnten, die Fa-

künstlichen Schreckensschwelle 35. Danach sprechen Mediziner automatisch von Spätgebärenden und Risikoschwangerschaften. Mutter wie Kind sehen sie dann einem höheren Gesundheitsrisiko ausgesetzt. Diese willkürlich gezogene Altersgrenze stammt noch aus den 70er Jahren. Studien aus jüngerer Zeit sind indessen zu einem weitaus positiveren Bild gelangt. Mütter ab 35 – wenn medizinisch optimal betreut – haben eine gleich hohe Chance ein gesundes und normal entwickeltes Kind zur Welt zu bringen wie jüngere Frauen. Die Fortschritte der pränatalen Medizin wiegen Nachteile des Älterwerdens praktisch auf.

Dieses Wissen, eine steigende Akzeptanz der späten Mutterschaft in den Medien, prominente Beispiele später Mütter, der längere Verbleib von Frauen im Bil-



derungssystem und ihre erfolgreichere Beteiligung am Erwerbsleben scheinen schon jetzt dazu zu führen, dass sich durch die späte erste Mutterschaft eine Alternative ausbildet, die in den vergangenen zwei Jahrzehnten auch kontinuierlich wichtiger geworden ist. Wurden 1980 in den alten Bundesländern nur 3,5 Prozent aller ehelich lebendgeborenen Kinder von Frauen ab 35 geboren, sind es 1999 bereits 12,3 Prozent. In den neuen Ländern stieg der Anteil seit der Wende von 2,8 auf 9,9 Prozent.

Diese Verzögerung der Familiengründung dürfte auf ein bewusst geplantes Verhalten zurückzuführen sein, das vermutlich eher in beruflichen Ambitionen der Mütter begründet ist als in anderen Hemmnissen, wie Sterilität oder Partnerproblemen. Das zeigen empirische Befunde zur späten ersten Mutterschaft. So sind die Frauen, die einem derartigen Muster der Familiengründung folgen, überwiegend hochqualifiziert und waren vor ihrer Mutterschaft häufig in gehobenen beruflichen Positionen tätig. Von diesen Frauen wird das Erreichen einer günstigen beruflichen Positionierung als wesentliche Grundlage für den beruflichen Wiedereinstieg nach der Familienphase angesehen.

Bilanz: Gewonnene Zeit, gewonnene Gestaltungsfreiräume

Die jahrzehntelang geführte Diskussion über die Vereinbarkeit von Kindern und Beruf war bei oberflächlicher Betrachtung erfolgreich: Frauen sind heute kontinuierlicher und länger erwerbstätig. Eine Teilzeit-Erwerbstätigkeit, wie sie viele berufstätige Mütter praktizieren, mindert jedoch Chancen auf Führungspositionen. Es ist daher an der Zeit, wieder grundsätzlicher über die Grenzen der Parallelisierung von Beruf und Familie nachzudenken.

Die hier vorgestellten Lösungswege, die Familienbildung und Aufbau einer beruflichen Karriere durch eine breitere Nutzung gewonnener Jahre zeitlich entzerren, werden noch zu selten eingeschlagen. Dabei handelt es sich um Wege, die es Frauen wie Männern ermöglichen würden, Kinder und Beruf – so gewollt – entspannter zu leben und zu genießen.

Die Rahmenbedingungen hierfür sind unseres Erachtens aber erst gesellschaftspolitisch zu schaffen. Erst dann lässt sich auch kulturell eine größere Akzeptanz erreichen. Ohne politische Vorleistungen wird es hier keinen kulturellen Umbruch geben.

Die hier ausgeführten Möglichkeiten einer anders geschnittenen Vereinbarkeit von Beruf und Familie stellen nur einen Aspekt in einer insgesamt breiter geschnittenen Lebensverlaufspolitik dar. In vielen anderen Bereichen bedarf es vergleichbar neuer Ansätze, anderer Muster, höherer Flexibilität. Das Aufbrechen des Normallebensverlaufs kann nicht nur heißen, Arbeitgeber und Tätigkeitsinhalte häufiger zu wechseln oder räumlich mobiler zu sein. Solange Veränderungen mit hohen Kosten verbunden und nur negativ besetzt sind, wird der Blick nicht frei für die vielen Möglichkeiten, die das Leben bietet und die wir vergeuden.

Bildung, Ausbildung und Weiterbildung nicht nur zu Beginn des Lebens einen höheren Stellenwert zu geben, ist mehr als eine ökonomische Notwendigkeit – es ist ein Gewinn an Entfaltungsmöglichkeiten. Die gut gebildeten, erfahrenen Personen, die älter als 45 sind, auszugliedern statt zu integrieren, hat nicht nur Folgen für die Sicherungssysteme, viel wichtiger ist der gesellschaftliche Verlust an Erfahrung, an dem Zusammenleben und Zusammenarbeiten von Personen ganz unterschiedlichen Alters.

Die Autorinnen



Prof. Jutta Allmendinger, Ph.D., ist Direktorin des IAB.



Kathrin Dressel promoviert an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Für weitere Informationen

jutta.allmendinger@iab.de
kathrindressel@gmx.de